

«Keine Schwuchteln hier!», postet der Mitschüler im Klassenchat

Jan erlebte in einem Zürcher Gymnasium Dinge, die er sich vorher nicht hätte vorstellen können. Er ist kein Einzelfall, wie eine Dissertation zeigt: Je religiöser die Jugendlichen, desto eher neigen sie zu homophobem Verhalten.

Von Irène Troxler

Der absolute Horror sei jeweils der Sportunterricht gewesen, erzählt Jan. Zu Beginn des Semesters fuhr ihn einer aus der Klasse an, er solle sich in einer anderen Garderobe umziehen. Auch ein Kollege, der den Rädelsführer zurechtwies und verlangte, dass dieser mit den schwulenfeindlichen Sprüchen aufhöre, wurde sofort ausgeschlossen. «Ich musste jeweils drei Stunden lang mit Menschen, die mich absolut nicht mochten, in einem Team spielen», erzählt der Jugendliche, dessen richtiger Name anders lautet.

Jan hatte mit 14 Jahren sein Comingout. Sein direktes Umfeld reagierte positiv. Aber als er nach den Sommerferien wieder ins Gymnasium ging, in eine wegen der Profilwahl neu zusammengesetzte Klasse, erlebte er Dinge, die er sich vorher nicht hätte vorstellen können. «Ich wurde als «Schwuchtel» titulierte und ausgeschlossen», erzählt der heute 16-Jährige, der eine Kantonsschule in der Stadt Zürich besucht. «Mit manchen der Jungs hatte ich keine zwei Sätze gewechselt, bevor sie anfangen, mich zu belästigen.»

Ein Mitschüler entfernte ihn aus dem Klassenchat der Jungs, nachdem er zuvor gepostet hatte: «No fags in here!», auf Deutsch: «Keine Schwuchteln hier!» Andere schikanierten ihn, indem sie behaupteten, er stehe auf einen aus der Gruppe. Sie hätten ihm ihre Beleidigungen selten direkt ins Gesicht geschleudert, erzählt Jan. «Manche der Sprüche platzierten sie mit Absicht so, dass ich es hören konnte, andere wurden mir zugetragen.» Damals habe es ihn grosse Überwindung gekostet, morgens zur Schule zu gehen. Die heftige Homophobie sei ausschliesslich von den männlichen Jugendlichen ausgegangen. Sogar eine zwei Jahrgänge höhere Klasse habe sich eingemischt und sei über ihn hergezogen.

Beschimpfungen sind normal

2021 bejubelte die aufgeklärte Schweiz das Volks-Ja zur «Ehe für alle». In Zürich sind vier von neun Mitgliedern des Stadtrats schwul oder lesbisch, auch die seit 2009 amtierende Stadtpräsidentin. Viele progressiv eingestellte Menschen haben das Gefühl, die Diskriminierung von Homosexuellen sei Geschichte. Aber an den Schulen ist die Welt eine andere. Ausgerechnet in der Oberstufe, in einem Alter, in dem nichtheterosexuelle Jugendliche über ein Comingout nachdenken, ist Homophobie weiterhin virulent. Dass Jans Erfahrung kein Einzelfall ist, zeigt die im Januar 2022 erschienene Dissertation von Patrick Weber.

Weber untersuchte systematisch Diskriminierungen gegenüber schwulen Jugendlichen, indem er 151 Schulklassen der Oberstufe in verschiedenen Kantonen der Deutschschweiz befragte. Auf dem Fragebogen konnten die Teenager ankreuzen, ob sie im letzten Jahr jemanden beispielsweise als «schwule Sau» betitelt hatten, weil sie annahmen, dass er homosexuell sei. Auch Drohungen und Tätlichkeiten im gleichen Kontext gaben sie anonym zu Protokoll.

Weber unterscheidet zwischen direkten und indirekten «homonegativen» Aggressionen. Direkt bedeutet, Beschimpfungen einem mutmasslich homosexuellen Kollegen ins Gesicht zu sagen. Indirekt meint, dass man Begriffe wie «Schwuchtel», «schwule Sau» oder «so schwul» weniger zielgerichtet einsetzt. Von den befragten Schülerinnen und Schülern

kreuzten 85 Prozent an, sie hätten solche Begriffe in den letzten zwölf Monaten indirekt verwendet. Ein Viertel bekannte sich auch zu direkten schwulenfeindlichen Beleidigungen oder Tätlichkeiten gegenüber einer bestimmten Person. Die Unterschiede zwischen Stadt und Land, Sekundarstufe und Gymnasien seien nicht signifikant, sagt Weber. Auffällig ist aber, dass die männlichen Jugendlichen wesentlich aggressiver waren als ihre Klassenkameradinnen.

Sandra Schäfer ist von diesen hohen Zahlen nicht überrascht. Sie ist Programmleiterin von Du-bist-du, einer Beratungs- und Informationsplattform für queere Jugendliche. «Der Schein trügt», sagt sie, die Situation sei «nicht gut». Es gebe heute zwei Lager von Jugendlichen: Die einen seien sehr offen. In diesen Kreisen sei es fast schon verpönt, wenn man sich keine Gedanken mache, ob die eigene Heterosexualität wirklich unverrückbar sei. Das andere Lager denke sehr traditionell in Bezug auf die Geschlechtsidentitäten und -orientierungen. In dieser Gruppe finde man Schweizer Jugendliche ebenso wie solche mit Migrationshintergrund. Patrick Weber hat die Schülerinnen und Schüler auch zu ihren Lebensumständen und Werthaltungen befragt und statistisch signifikante Zusammenhänge festgestellt. Gemäss seiner Auswertung sind dies die wichtigsten Faktoren für homophobes Verhalten:

- die Einstellung der Jugendlichen und ihres Umfelds zu traditioneller Männlichkeit
- der Grad der Religiosität (speziell bei monotheistischen Religionen, also auch dem Christentum)
- ein allgemein aggressives Verhalten
- ein homonegatives Schulklima

Patrick Weber beobachtet, dass die traditionellen Rollenbilder in der Schweiz noch stark nachwirken. Wer sich freue über das Ja zur «Ehe für alle», müsse auch bedenken, dass ein Drittel Nein gestimmt habe. «Die Schweizerinnen und Schweizer haben gelernt, sich in der Öffentlichkeit nicht negativ über Homosexualität zu äussern», sagt er. «Aber es gibt immer noch viele, die damit Probleme haben.»

Verletzte Teenager

«Als Teenager müssen wir alle herausfinden, wer wir sind, auch in geschlechtlicher Hinsicht», gibt Sandra Schäfer zu bedenken. Ein Stück weit sei es verständlich, dass man sich dabei an Rollenbilder klammere. Die Pubertät sei aber auch jenes Alter, in dem queere Jugendliche am verletzlichsten seien, weil sie noch keine Abwehrstrategien hätten. «Werden sie in dieser Phase dauernd mit Ablehnung konfrontiert, haben sie es schwer.» Personen, die als männlich wahrgenommen werden, aber dem traditionellen Rollenbild nicht entsprechen, würden tendenziell stärker abgestraft als Frauen in der vergleichbaren Situation, beobachtet Schäfer. «Hier wirkt die lange Geschichte des Patriarchats nach.» Studien zeigen, dass junge Homosexuelle öfter unter Depressionen leiden oder Suizidversuche unternehmen als gleichaltrige heterosexuelle Menschen. Bei schwulen Teenagern ist die Zahl noch höher als bei lesbischen.

Jans Strategie gegen das heftige Mobbing war passiver Natur: «Ich habe versucht, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr mich diese Aggressionen runterzogen.» Er suchte auch keine Hilfe bei Lehrperson, weil er befürchtete, als «Petze» dazustehen. «Das hätte die Sache noch schlimmer gemacht», glaubt er. Dass keine Lehrerin und kein Lehrer etwas mitbekommen hat, ist allerdings schwer vorstellbar, gerade im Sportunterricht, in dem der Kommentar «so schwul!» bei allen möglichen Gelegenheiten fiel.

Nach einem Semester hörten die Belästigungen langsam wieder auf. Jan sagt, er habe zum Glück ein dickes Fell und finde normalerweise mühelos Freunde. Er besucht nach wie vor dieselbe Schule. In dieser schwierigen Zeit waren es allerdings fast nur Freundinnen, die ihm die Stange hielten und ihm das Gefühl gaben, er sei völlig in Ordnung. Heute, mit 16 Jahren, sagt er: «Im Nachhinein denke ich, dass diese Geschichte mich stärker gemacht hat.» Nun engagiert er sich in der Beratung von queeren Jugendlichen. Ein Angebot, das er vor zwei Jahren selbst sehr geschätzt hätte.

Patrick Weber: Homonegatives Verhalten bei Jugendlichen in der Deutschschweiz, Dissertation an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, 2022. Patrick Weber ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter Senior und Diversity- Beauftragter an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.